Ein lieber Traum.

Die Nacht führte ein lieber Traum
Zur Heimat mich zurück;
Er überbrückte Zeit und Raum,
Ich stand als Kind am Waldessaum,
In vollem Kinderglück.

Und vor mir lag das Wiesenland,
So frisch und maiengrün,
Und an dem nahen Hügelrand
Ich auch die ersten Veilchen fand,
Die duftend dort erblühn.

Der holde Traum gar bald zerrinnt,
Vor rauher Wirklichkei;
Es schneit, ... und draußen stürmt der Wind!
Ich bin nicht mehr das frohe Kind! —
Die Zeit liegt weit, so weit.

A. K.

Wer da?

Kriegserinnerung eines Achtundzwanzigers. Von J. Robens.

Der 23. Dezember 1870 ging zur Neige. Aus der Niederung aufsteigende Nebel hatten das blutige Ringen vorzeitig abbrechen lassen. Die Franzosen waren bis zu dem Höhenzuge an der Hallue zurückgeworfen.

Unsere Kompagnie, die vierte des achtundzwanzigsten Infanterieregiments, marschiert in der Abenddämmerung nach Pont-Noyelle, beim Dorfausgange Halt machend. Hier stand am Morgen noch ein schönes Bauerngehöft. Jetzt ist nur mehr ein Schutthaufen übrig, in feurige Glut getaucht, die Fachwände bis zur Sohle niedergebrannt, der reiche Erntesegen mitsamt der Scheune vernichtet, zwölf Kühe an der Stallkette erstickt, versengt, und inmitten der rauchenden, qualmenden Trümmer der Besitzer, fassungslos, trostlos, ein Bild des Jammers, der Verzweiflung. Selbst das rauhe Kriegerherz erfaßt Mitleid mit dem Aermsten. Ihm riß in wenigen Minuten das Geschoß der eigenen Artillerie nieder, was er in vielen Jahren aufgebaut und treu behütet hatte.

Irrlichtern gleich züngeln hie und da noch Flammen auf, die das Bild der Verwüstung gespenstig beleuchten und zugleich unseren erstarrten Gliedern wohlige Wärme spenden.

Die Wache zu stellen, trifft unsere Kompagnie. Die ersten Zwölf, zu denen auch ich gehöre, sollen einen vorgeschobenen Unteroffizierposten beziehen.

„In der letzten Nacht noch traf uns das gleiche Los", sagt irgend einer aus der Reihe. Fragend schaut der Feldwebel auf zum Hauptmann. Doch dieser entscheidet: „Wir können unmöglich die Leute berücksichtigen, die in vergangener Nacht auf Posten gewesen sind; es sind zu viele. An Schlaf ist doch kein Denken; wir stehen unmittelbar vor dem Feinde!"

Wir setzen uns in Marsch. Vom hellen Schein des Feuers kommend, vermögen wir anfangs nichts zu unterscheiden; erst allmählich gewöhnt sich das Auge an die Dunkelheit und erkennt die Straße, die, die heutige Stätte des Kampfes durchquerend, nach St. Albert führt. Die Anstrengungen des Tages, die Aussicht auf eine schlaflose, vielleicht schlimme Nacht lassen keine Unterhaltung aufkommen. Plötzlich stockt der Zug, unwillkürlich reißt jeder sein Gewehr von der Schulter; denn wenig vor uns, am Rande des Chausseegrabens, liegt eine dunkle Gestalt — ein Mann mit vorgestrecktem Gewehre.

„Wer da?" ruft der Führer.

Keine Antwort. Nichts regt sich.

Ein Franzose ist's, starr und kalt, vor wenig Stunden von dem tötlichen Blei der Unsrigen getroffen. In der Heimat hoffen noch seine Lieben auf den Armen, der hier mit vielen anderen am Wege gebettet liegt.

Schweigend marschieren wir weiter und kommen zum Ziel, einem niedrigen, kleinen Häuschen. Es dient wohl kaum Wohnzwecken, eher scheint es ein Unterschlupf für Wegarbeiter zu sein. Das aufflammende Zündholz zeigt einen öden frostigen Raum, die einzige Fensterluke durch eine morsche Lade geschlossen; ohne Decke, denn das Dach ist von Kugeln durchlöchert. So schaut unser Wachtlokal aus. Seit dem frühen Morgen haben wir nichts Warmes genossen, und auch jetzt wehrt uns des Feindes Nähe, Kochfeuer anzufachen. So muß denn wieder Zwieback, hart wie die gefrorene Erdscholle draußen, herhalten, den knurrenden Magen zu befriedigen.

Noch haben wir die Tornister nicht abgelegt, da meldet sich bei uns eine Patrouille aus der Flanke. Ihrer Wache ist es soeben gelungen, einen feindlichen Wagen mit Lebensmitteln abzufangen. Vorbei ist dort die Not: bei ihnen gibt's Brot, Fleisch und Kognak im Ueberfluß! Ausführlich erzählen uns die Kameraden den ergötzlichen Vorfall und reichen die mit echtem französischen Kognak gefüllten Flaschen herum, als Probe des Fangs, als Labsal für uns. Was dort auf einsamem Seitenwege mühelos gelungen, dürfte hier auf der belebten Landstraße erst recht zu erhoffen sein!

Freund B. und ich stehen als erste eben auf Posten, da naht Hauptmann Naumann. In der rechten Hand den Revolver, hält er nach allen Seiten Umschau; doch der dichte Nebel verwehrt jede Orientierung. Nur so viel ist zu erkennen, daß nach der einen Seite das Gelände abfällt, nach der anderen ansteigt.

„Laßt niemand heran!" mahnt eindringlich der besorgten Chef. „Wer des Weges kommt, wird angerufen. Macht er nicht sofort Kehrt, dann gefeuert! Augen und Ohren auf, Kinder! Nicht daß ihr morgen abgeschleppt seid. Wie nahe der Feind steht, werden wir bald wissen!"

„Mon Dieu . . ." Langgezogen, klagend dringt dieser Schmerzensschrei vom Schlachtfelde zu uns herüber. Schaudernd horchen wir auf.

„Da drüben liegen wohl noch verwundete Franzosen. Hart, recht hart ist's, da nicht helfen zu können. Hoffen wir, daß ihre Ambulanz ihre Leiden bald lindert!"

Auch ihm, dem gestrengen Kompagniechef, schlägt in der Brust ein warmfühlend Herz. Er wendet sich zurück zum Dorfe, wiederholt anhaltend und lauschend.

Wenig später reitet ein Kavallerieoffizier heran, erbittet und erhält einen Mann zur Begleitung und nimmt mit ihm vorsichtig die Richtung seitwärts gegen den Feind. Mehrmals wird er angerufen. Dann trifft er, hinreichend über die Aufstellung der gegnerischen Postenkette unterrichtet, bei uns wieder ein und verabschiedet sich mit vielem Danke.

„Zweihundertfünfzig bis dreihundert Schritte vor uns steht der nächste feindliche Posten", so berichtet der Begleiter. „Seien wir drum auf der Hut!"

Die Waffe schußbereit, stehen wir beide, spähend durch das Dunkel der Nacht, lauschend auf jedes Sichregen. Die Nebelschleier verdichten sich; nur unscheinbar flimmern die Sterne am fernen Himmelszelt. Kalt fegt der Wind über den winterharten Boden. Wir warten, warten gespannt, erregt. Das macht Hunger und Kälte vergessen.

Da — ein Geräusch in nächster Nähe, das kaum vernehmbare Klirren eines Säbels. Einen Augenblick nur — dann Totenstille.

„Halt! Werda„ . . . Halt! Werda!"

Alles schweigt.

Auf den Anruf stürzt die Wache heraus und sucht die Umgegend ab. Doch nichts zu finden. Der Unteroffizier meint, eine Sinnestäuschung hätte mich genarrt. Doch mein Nebenmann widerspricht dem, meint sogar, deutlich ein Rutschen über die Erde gehört zu haben. Wir streifen die grobtuchige Kapuze ab und strengen Aug und Ohr noch schärfer an, unbeweglich wie ein Gebild aus Stein. Der Unteroffizier steht an der geschützten Seite des Wachthauses und horcht mit hinaus in die Stille der Nacht.

Schon hat die Spannung sich etwas gelegt, da vermeine ich das Rollen von Wagenrädern zu hören. Niedergeduckt, das Ohr an der Erde, unterscheide ich deutlich Pferdegetrapp und Rädergerassel: ein Zweispänner ist's, der rasch näher kommt.

„Achtung!" flüsterte der Wachthabende und verständigt schnell die Mannschaften, die in geöffneter Linie die Landstraße sperren.

„Ob wir den Magetender abfangen?" flüstert leise Kamerad D. Der Lebensmittelwagen von der Nachbarwache will ihm nicht aus dem Sinn.

„Nichtsda", wehrt der Unteroffizier. „Ihr kennt den Befehl: Anrufen, Schießen!"

Jetzt ist das Gespann wohl in Rufweite.

„Halt! Werda? . . . Halt! Werda? . . . Halt! Werda?"

Das Echo gibt meinen Ruf verhallend zurück. Doch der Wagen nähert sich immer mehr.

„Feuer„" kommandiert der Wachthabende. Zwölf Schüsse krachen hinein in die Nacht.

„Geladen? Feuer!" Die zweite Salve folgt.

Einen Augenblick Stille. Dann tönen welsche Laute herüber — das Gefährt wendet — die Peitsche saust auf der Gäule Rücken nieder; das Gespann rast in entgegengesetzter Richtung davon!

Verblüfft stehen wir da. Einer schaut fragend zum anderen: Vierundzwanzig Schuß und kein Treffer? Soll das mit rechten Dingen zugehen?

„Entweder macht die Straße vor uns eine Krümmung oder sie ändert ihr Gefäll. Anders ist nicht denkbar", urteilt der Unteroffizier.

„Zu dumm", knurrt D. „Wir hätten den Wagen nur sollen herankommen lassen. Der wäre uns ein leichter Fang gewesen."

Dem Himmel sei Dank! Endlich kommt die Ablösung. Wir beide wanderten zur Wachthütte zurück. Das Kartoffellaub soll uns Ruhestätte sein. Doch wie lange?

„Halt! Wer da? ruft der neue Posten. Wir stürmen hinaus. Auch die Ablösung will Säbelklirren gehört haben. Aber trotz allen Suchens birgt das Gelände in der Nähe nichts Verdächtiges. Seltsam — geradezu unheimlich!

Lange noch dreht sich drinnen um die unerklärlichen Vorkommnisse der letzten Stunden die Unterhaltung. Unleugbar: die Stellung ist kritisch und die höchste Wachsamkeit geboten. Das Koppel umgeschnallt, das Gewehr zwischen den Knien, den Helm griffbereit, hocken wir im Dunkel auf dem nicht allzu weichen Lager. Ab und zu müssen je zwei mit dem Doppelposten Fühlung nehmen und die Umgebung abstreifen. So ist jede Ueberrumpelung ausgeschlossen. — Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!"

Gegen Mitternacht ersterben die Wehrufe auf dem Schlachtfelde. Sind nun endlich die letzten Verwundeten aufgelesen? Oder hat die mörderische Kälte ihren Leiden ein Ende gemacht? . . .

Stunde auf Stunde verrinnt, ohne daß nochmals die Ruhe gestört wird. Leise lichtet sich im Osten der Himmel. Wir atmen freier auf, neuer Lebensmut beseelt uns, während wir mit dem Schwinden des Nebels an das Absuchen des Geländes gehen.

Bald stoßen wir auf die ersten Leichen. Zwei Rothosen. Die nächtliche Kälte hat das aus ihren Wunden sickernde Blut erstarren lassen. Etwas weiter, in einer muldenartigen Vertiefung, ein dritter, mit einem Schuß durchs Bein, aber noch lebend. Flehentlich bittet er um Schonung und Aufnahme.

Sie wird ihm gern. Sorgsam nehmen wir den Halberstarrten auf, tragen ihn zur Hütte, betten ihn aufs Laub und erquicken ihn mit einem Labetrunk. Freund P., des Französischen mächtig, tröstet und beruhigt ihn mit freundlichen Worten.

Ueberrascht schaut er auf. Eine Träne der Freude rollt über seine Wange, während er wortlos die Hand des fürsorglichen Kameraden drückt. Unsere Rufe hatte er gehört, aber die Furcht, wir könnten auf ihn schießen, hatte ihn in der bitteren Kälte lautlos die langen Stunden ausharren lassen. Er war es, dessen Säbel klirrte, so oft der Körper vor Schmerz die Lage wechselte. Ihn also hatten wir angerufen!

Heller wird's draußen. Mit meinem Freunde begehe ich die Landstraße. Sie macht vor uns eine merkliche Steigung und führt in Feindesgebiet. Der Unteroffizier hatte also recht vermutet — daher die Fehlschüsse auf den Wagen.

Soweit sind die Rätsel dieser Nacht gelöst.

* * *

Fünfundzwanzig Jahre später.

Durch das ganze Land geht eine Woge vaterländischer Begeisterung, und allerorten rüstet man sich zur Festesfeier. Gilts doch, die fünfundzwanzigste Wiederkehr jener großen Tage würdig zu begehen, die unsere Fahnen von Sieg zu Sieg führten, die das neue Deutsche Reich erstehen ließen, die unter der Hohenzollern Kaiserzepter alle deutschen Stämme einten. Wiederum berufen die Stammregimenter ihre „Ehemaligen" zu den Fahnen ein, diesmal nicht zum rauhen Kriegestanze, sondern den Lebenden zu Ehren, die für Deutschlands Ruhm und Größe stritten, und den Toten zum Gedenken, die ihr Herzblut auf dem Altar des Vaterlandes opferten.

Freundlich der Einladung unseres Regiments folgend, stellen wir Achtund zwanziger uns am 3. Januar 1896 in Koblenz ein, und jubelnd nehmen die gastlichen Koblenzer uns auf, fast sämtlich Söhne aus Rheinlands Gauen, die von jeher die Kerntruppe des Regiments von Goeben, die Wacht am Rhein bildeten.

Doch die jugendfrischen Kämpen von einst sind zu ernsten, bedächtigen Männern gereift, und so sehr mein Auge sich bemüht, es sucht vergebens bekannte Züge, bis ein findiger Bonner vom nächsten Laternenpfahl herab kommandiert: „Vierte Kompagnie hier sammeln!". Da hebt ein Erkennen, Begrüßen, Fragen und Sichfreuen an. Sie alle, die ein Vierteljahrhundert einander entfremdet zu haben schien, vereint wieder das allumschlingende Band kameradschaftlicher Soldatentreue, als sie, am Fuße des Goebendenkmals in Parade stehend, die zerfetzten Feldzeichen, die Ruhmestaten heldenhaften Streitens, die Front passieren sehen. Auch den Stärksten übermannt wehmutsvolle Erinnerung. Dann finden sich alle an festlicher Tafelrunde wieder zusammen, wo sie Kriegsepisoden austauschen und die große Zeit noch einmal durchleben.

„Denkst Du noch an die Nacht des dreiundzwanzigsten Dezember, wo wir auf Posten vor dem Feinde standen?" fragt mich mein Nebenmann aus dem Feldzuge. Lehrer P. aus Aachen — er ist heute bereits zum ewigen Appell abberufen.

„So lange ich lebe. In schlafloser Nacht vermeine ich noch immer die Wehlaute der Verwundeten zu hören."

„Erinnerst Du Dich auch noch an den Wagen, der uns entgegenkam und auf unsere Schüsse hin davonjagte?"

„Gewiß, ich wars ja, der ihn anrief."

„So höre, wer der Insasse war! Den würdest Du nicht erraten. .... Vor ein paar Jahren, als ich einen jungen Franzosen in der deutschen Sprache weiterbildete, fiel zufällig mein Blick auf den Umschlag seines Lehrbuches; ich las dort die Anzeige eines Werkes, betitelt: „Der Feldzug der französischen Nordarmee", verfaßt von General Faidherbe. Das weckte mein Interesse, und ich lies mir das Buch kommen. Die Lektüre dieser einen Achtundzwanziger besonders interessierenden Schilderung führte mir all die Kreuz- und Querzüge mit den Kämpfen der Wintermonate, an denen wir teilgenommen, wieder lebhaft vor Augen. Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als ich zu den Aufzeichnungen Faidherbes vom dreiundzwanzigsten Dezember kam. Dort berichtet der General, wie er, von den eingegangenen Meldungen unbefriedigt, spät abends noch in Person die feindlichen Stellungen bei Pont-Noyelle zu erkundigen suchte, wie der Wagen, den er, müde von langem Ritt, benutzte, von den preußischen Posten angerufen und beschossen wurde, und wie er selbst in große Gefahr geriet, gefangen zu werden."

Ich war natürlich aufs äußerste verwundert. Das war also die volle Lösung der Rätsel jener Nacht! Der vermeintliche Marketender war der Kommandant der französischen Nordarmee selbst gewesen. Wie schade, daß wir dem Befehl zu folgen hatten, sonst hätten wir den hohen General und obersten Führer unserer Gegner zum Gefangenen gemacht, hätten jubelnd unseren Fang dem Hauptmann ausgeliefert, und schließlich hätte uns sogar das Eiserne . . . Schade, schade!

Doch mein Kamerad tröstete: „Laß gut sein, lieber Freund; das Glück ist ja auch so unseren Waffen hold gewesen. Danken wir Gott, daß es uns beschieden ist, nach fünfundzwanzig Jahren heil und gesund die Erinnerungstage mitzufeiern."

Das ehrliche Gewerbe.

Skizze aus dem italienisch-türkischer Kriege. Von Kurt von Walfeld.

Bei der unter türkischer Hoheit stehenden, aber meist von Griechen bewohnten Insel Samos landete in der ersten Septemberwoche des Jahres 1911 eine schmucke Segelbarke, der ein in sauberer griechischer Matrosentracht gekleideter stattlicher junger Mann entstieg. Er besuchte sein Heimatdorf, welches dicht am Strande lag. Seit drei Jahren hatte er seine Geburtsstätte nicht mehr gesehen, weil seine Beschäftigung in Konstantinopel ihm keine Zeit dazu gelassen hatte. Jetzt trieb ihn die Liebe zu einem blühenden Mädchen nach der Heimat. Er wollte so schnell als möglich Hochzeit machen. Seine Geliebte hatte er vor einem halben Jahre in Konstantinopel kennen gelernt, wo sie bei einer vornehmen Herrschaft im Dienste stand. Seit vier Wochen aber war sie wieder zu Hause, bei ihren Eltern. Jani, der Matrose, war gekommen, um sich den Besitz der Braut zu sichern. Er wollte verheiratet sein, bevor die Spannung zwischen Italien und der Türkei zum Krieg ausartete. Nachdem er seine Barke vorsichtig angekettet hatte, schritt er auf ein nahegelegenes, kleines Haus zu, welches unter dicht belaubten Bäumen ganz anheimelnd lag. In das Haus aber ging er nicht, er wartete vielmehr unter einem hohen Oelbaume. Bald öffnete sich auch die Tür des Hauses und ein schönes Griechenmädchen trat ins Freie, die Blicke nach dem Erwarteten suchend umherlendend. Jani machte sich bemerkbar und sofort eilte sie auf ihn zu, Freude im lieblichen Gesicht und in den glänzenden schwarzen Augen. Die beiden begrüßten sich herzlich, wie es Brautleute tun. Dann sagte Eleni, so hieß das Mädchen: „Willst Du nicht die Eltern begrüßen? Sie sind unterrichtet."

„Nein, jetzt nicht! Ich komme in zwei Stunden mit dem Onkel, der den Brautwerber machen soll."

Sie errötete vor Freude und Stolz und entließ den hübschen Jüngling mit einem innigen Kuß. Während sie an ihre häusliche Arbeit ging, suchte er den alten Onkel auf, der in der Nähe wohnte. Der grauhaarige Bauer begrüßte den stattlichen Neffen mit aufrichtiger Freude: „Jani, mein Junge. Du bist es? Recht stattlich und kräftig bist Du geworden! Setz Dich. Wie geht es Dir und Deiner Mutter?"

„Ich arbeite im Hafen von Konstantinopel und verdiene viel Geld. Die Mutter ist gesund und führt mir den Haushalt. Sie sendet viele Grüße."

„Drei volle Jahre warst Du nicht hier! Was führt Dich denn jetzt zur Insel?"

„Ich bin gestern 24 Jahre alt geworden und will heiraten — so bald wie möglich!"

„Also eine von der Insel! Wie heißt sie?"

„Eleni Magkles! Ich habe ihr versprochen, daß wir beide bald kommen würden."

„Ah — die hübsche Eleni! Schön und gesund ist sie — aber Geld hat sie nur wenig."

„Deine Frau hatte auch keins — und dennoch wart Ihr glücklich."

„Sehr, mein Junge, sehr! Ich kann mich immer noch nicht trösten, obwohl der Tod vor zwei Jahren sie mir raubte. Doch davon später. Also Dein Brautwerber soll ich sein! Wie sage ich denn, wenn die Eltern mich fragen, was Du hast?"

„Sage, daß ich Geld genug verdiene, um eine Familie zu ernähren! Große Liegenschaften habe ich zwar nicht, aber auch sie werden bald kommen, denn ich habe einen guten Plan. Zum Beweise, daß es mir nicht schlecht geht, habe ich meine eigene Barke mitgebracht und diesen wertvollen Ring."

Der alte Mann nahm den schweren Goldring mit dem echten Stein, prüfte ihn genau und schmunzelte dann: „Nicht übel, eine eigene Segelbarke und einen Diamantring hast Du mitgebracht, das ist genügend."

Sie aßen erst noch Brot und Käse, und dann machten sie sich auf den Weg nach dem Hause Magakles, um dort die Brautwerbung zu vollziehen. Als sie die einfach eingerichtete Stube betraten, saßen die Magakles in würdiger Haltung da. Auf dem Tische stand ein Gefäß mit süßeingemachten Früchten, daneben lagen fünf kleine Löffel. Auch Wassergläser standen auf dem Tisch nebst dem Krug aus porösem Ton, der den Orientalen den Trunk kühlt. Janis Onkel rückte ohne Umschweife mit seinem Antrage heraus und sprach also: „Hier ist der Jani Malis aus Konstantinopel und will Eure Eleni zur Frau haben. Sein reichliches Auskommen hat er und ein guter und braver Junge ist er. Seine Mutter und ich sind mit der Heirat einverstanden, die Eleni will ihn auch — also gebt sie ihm!"

Um die Form zu wahren, fragte die Mutter: „Willst Du ihn, Eleni?" Eleni reichte dem Geliebten nur stumm die Hand, während Jani eifrig sagte: „Gewiß wollen wir uns, je eher wir heiraten, desto besser ist es. Elinas Vater glaubte, auch ein Wort reden zu müssen und fragte Du? Was treibst Du für ein Geschäft?"

Ganz unbefangen entgegnete Jani: „Ich wohne am Hafen und besorge mit meinem Kahn die Güter der ankommenden Schiffe ans Land."

„Geschieht das auf eigene Rechnung oder in Staatsdiensten?"

„Keines von beiden! Wir bilden eine Genossenschaft und schaffen die Ware für wenig Steuer ans Land."

Der alte Magakles nickte freudig mit dem Kopfe und rief: „Ah, Schmuggler! Das ist ein gutes, ehrliches Gewerbe, welches seinen Mann ernährt. Ich denke, Mutter, wir geben ihm unser Kind."

Die Mutter stimmte zu und die Werbung war angenommen. Nun zog Jani seinen Ring herab und gab ihn seiner Braut.

„Schau, Mutter, wie das blitzt!" rief stolz das Mädchen. „So schön und kostbar hat kein Mädchen auf der Insel einen Ring." Die Alten überließen das junge Brautpaar sich selbst und begannen unter sich die geschäftlichen Seiten zu verhandeln. Janis Onkel erklärte, daß der Bräutigam sein einziger Erbe sein werde; wenn es gewünscht werde, wolle er es gleich schriftlich geben. Er habe, wie bekannt, ein schuldenfreies Haus und zehn Morgen Land. Elenis Eltern begnügten sich mit dem feierlichen Versprechen des Onkels. Nun kam die wichtige Frage der Hochzeitsfeier an die Reihe. Frau Magakles fragte: „Wann soll die Hochzeit sein?"

„In acht Tagen!" schrie Jani.

„Unmöglich!" rief entsetzt die Mutter.

„Es muß sein!" entgegnete Jani festen Tones: „Ich habe meine Gründe!"

Janis Onkel unterbrach den entstandenen Streit mit der Frage: „Wie viel Aussteuer hat Eleni? Davon hängt es ab!"

„Sie hat bis jetzt vier neue Hemden und ein neues Kleid!" erklärte die Mutter. „Das genügt doch nicht."

„Das ist genug mehr als genug!" rief eifrig der Bräutigam. „Alles andere ist ja da. Ich habe eine vollständig eingerichtete Wohnung! In acht Tagen muß die Hochzeit sein! Das ist wichtiger als alles andere."

„Warum denn?" riefen die vier Neugierigen wie aus einem Munde.

„Das darf ich noch nicht sagen! Bitte, vertraut mir! Später sollt Ihr alles wissen!"

Und sie vertrauten ihm und fragten nicht weiter.

Nach acht Tagen fand die Hochzeit statt, würdig und erhebend für die kleinen Leute.

Am anderen Morgen fuhr das junge Ehepaar mit der ganzen Aussteuer in Janis Barke nach Konstantinopel. Zehn Tage lang hatte Jani seinem ehrlichen Gewerbe nicht mehr obgelegen und nun lechzte er nach Arbeit. Seine Genossen empfingen ihn mit freundlichem Willkommen und ehrlich gemeinten Glückwünschen. Jani gehörte als gewerbsmäßiger Schmuggler einer streng organisierten Verbindung an, die ihren Obmann besaß, der die Beziehungen mit den Kaufleuten unterhielt und die Arbeit nebst Gewinn verteilte. Natürlich hatten die Schmuggler auch ihre Helfershelfer; sie besahen Verbindungen mit der Polizei und den Zollwächtern der Schiffe. Ihr erstes Gesetz lautete: „Wer einen anderen verrät, der wird erdolcht." In einem Lande, wo der Schmuggel beinahe erlaubt ist, wo die Zollbeamten gegen Gewinnanteil schmuggeln helfen, da ist der Schleichhandel ein Geschäft wie jedes andere. Jani war Ablader bei Nacht, während andere es bei Tage waren. So faßten es alle auf. Acht Tage nach seiner Verheiratung sagte Jani zu seiner Frau: „Jetzt ist die Zeit zu meinem Plan gekommen. Ich will mich eine Zeitlang selbstständig machen. Der Krieg ist unvermeidlich — ich werde Waffen schmuggeln, aber auf eigene Rechnung. Kein Mensch darf davon erfahren!"

Eleni versprach Stillschweigen und Hilfe, soweit sie konnte. Dann gingen beide zu Janis Mutter, die den Plan ihres Sohnes schon kannte. Jani hatte sein eigenes Haus, das er mit den beiden Frauen allein bewohnte. Es lag so nahe am Hafen, daß die Hinterwand im Wasser stand; es war, wie so viele seiner Nachbarn, ein halber Pfahlbau. Die ganze Hinterwand war bis zum Meeresspiegel nur mit Brettern verschalt. Hie hatte Jani sich schon vorher ganz geheim eine Art von Hafen hergestellt, in dem sein Nachen einlaufen und wo er die geschmuggelten Waren verbergen konnte. So hatte er hinten einen direkten Zugang zum Meere und vorne einen zur Straße. Eine der beiden Frauen hatte dafür zu sorgen, daß die Tür des kleinen Hafens schnell und geschickt geschlossen wurde, sobald Jani mit seiner Barke eingelaufen war. Der Krieg zwischen Italien und der Türkei wurde erklärt und die Waffenhändler hatten goldene Tage. Jani war sofort nach der Kriegserklärung zu einem ihm bekannten Waffenhändler gegangen und hatten ihm erklärt: „Ich weiß, Sie beziehen Waffen, namentlich Revolver, aus Antwerpen. Der Staat verlangt an Zoll vier Franken, meine Genossenschaft macht es für die Hälfte, und ich tue es für einen Franken das Stück." Der Handel wurde sofort abgeschlossen. Der Umsatz war ein so gewaltiger im Waffenhandel daß Jani nach sechs Wochen schon mehrere tausend Franken Reingewinn erzielt hatte. Er triumphierte und die Frauen waren glücklich und beteten zum Himmel, daß der Krieg noch lange andauern und Jani zum reichen Manne machen möge.

Das Schreibmaterial des Altertums.

Die reichen Funde Aegyptens geben uns eine umfassende Auskunft darüber, unter welchen technischen Bedingungen die Schriftwerke des Altertums hergestellt wurden. Denn in Aegypten allein wurden durch das trockene Klima die leicht zerstörbaren Papyrusrollen und Blätter, wurde das Gerät des schreibenden Geschäftsmannes und des Lohnschreibers durch die Jahrtausende bewahrt. Aus Aegypten hat die ganze Kulturwelt der Mittelmeerländer den wichtigsten Beschreibstoff, den Papyrus, und damit auch das übrige Handwerkszeug des Schreibers bezogen. Auf Grund der zahlreichen Sammlung in der ägyptischen Abteilung der Berliner Museen macht Dr. W. Schubart, der Verfasser des bekannten Werkes über das antike Buch, in den amtlichen Berichten aus den Königlichen Kunstsammlungen eingehende Mitteilungen über das Schreibmaterial des Altertums. Der Papyrus wurde in den Fabriken in Ballen oder, wie man zu sagen pflegt, in Rollen hergestellt. Man benutzte je nach Bedarf eine vollständige Rolle für ein umfangreiches Schriftwerk oder ein aus dem Ballen geschnittenes Blatt für Urkunden, Briefe und andere kleinere Aufzeichnungen. Bei dem antiken Buch wurde die Schriftkolumne, die man gerade las, aufgerollt, während der größte Teil des Buches in dem dicken Ballen zusammengerollt blieb. Die Urkundenrollen waren naturgemäß viel kleiner; sie wurden zur Sicherung häufig mit Papyrusbändern verschnürt und mit Nilschlamm versiegelt. Bisweilen wurde die Rolle dann noch zusammengefaltet, um sie handlich zu machen. In der ältesten Zeit schrieb man mit wie ein Pinsel aufgefaserten Binsen, von denen der ägyptische Schreiber mehrere in seiner hölzernen Palette stecken hatte. Eine Vertiefung am oberen Ende der Palette diente zum Verreiben der Farbe, doch besaß man auch dafür besondere kegelförmige Näpfe. Erst ziemlich spät kam die zugespitzte, härtere Rohrfeder in Gebrauch, der Kalamus, der auch heute noch im Orient vielfach vor der Stahlfeder den Vorzug findet. Mehrere Schreibrohre wurden in einen zylindrischen Behälter gesteckt, an den das Tintenfaß gebunden war. So konnte man das Ganze bequem in den Gürtel schieben, wie es noch jetzt der Orientale tut. Neben die Papyrusrolle trat allmählich als Beschreibstoff das Pergament, und außerdem waren im täglichen Leben die sogenannten Wachstafeln sehr verbreitet. Holztafeln, deren Innenfläche vertieft und mit Wachs ausgestrichen wurde. Diese Wachstafeln waren zu zweien oder mehreren zusammengefügt und ergaben so mehrteilige Hefte, die der Ausgangspunkt unserer heutigen Buchform geworden sind. Flüchtige Aufzeichnungen, Entwürfe, Schulübungen, Notizen jeder Art wurden hier eingetragen. Man ritzte die Schrift mit Metallgriffen, die Stilus genannt wurden und häufig sehr zierlich und fein ausgearbeitet waren, auf den Wachstafeln ein. Die Berliner Sammlung besitzt mehrere Täfelchen, die Präparationen und andere Uebungen von Schülern enthalten.

— Aus einem Buch über Makrobiotik: „Gern möchten viele ihr Leben verlängern — am liebsten mit jenen Mitteln, die es verkürzen.